

An mehreren Orten zu Hause sein

Das Wohnen an mehreren Orten wird immer selbstverständlicher – aus verschiedenen Gründen.

von Stefan Hartmann

Dass wir Schweizer ein hochmobiles Volk sind, ist inzwischen vielfach belegt. Gemäss einer Meldung von Anfang Juni steigen wir zum Beispiel 5,5 Mal im Jahr ins Flugzeug, vor allem ferienhalber.

Aber auch im Alltag sind wir alles andere als Bewegungsmuffel: In einer ETH-Studie zum «Multilokalen Wohnen in der Schweiz» wird erstmals nachgewiesen, dass viele Schweizer an mehreren Adressen zu Hause sind. Die Studie hat 3246 Personen im Alter von 15 bis 74 Jahren in einer Umfrage zu ihrem multilokalen Verhalten befragt. Ergebnis: 28 Prozent der Teilnehmer hatten zum Zeitpunkt der Befragung mehr als eine Adresse; davon verfügten 23 Prozent sogar über drei, und neun Prozent über vier oder mehr Wohnadressen.

Motiv Freizeit, Liebe und Arbeit

Doch für was brauchen die Leute eigentlich verschiedene Wohnsitze? Wie die Studie zeigt, geben vor allem Freizeit, Liebe und Arbeit den Ausschlag. Die Liechtensteiner Soziologin Nicola Hilti ist selber an zwei Adressen verortet: An zwei bis drei Wochentagen arbeitet sie am «ETH Wohnforum – ETH Case» in Zürich-Höngg. In dieser Zeit hat sie bei Freunden ein Zimmer. Hauptwohntort ist jedoch Feldkirch (Vorarlberg), wo sie mit ihrer Familie lebt. Hilti gehört aber zur Minderheit: Denn nur ein Viertel der mehrfach Verorteten brauchen die Zweitadresse fürs Arbeiten. Bei der Mehrheit der Befragten, fast zwei Drittel, dienen die zusätzlichen Wohnorte freizeitbezogenen Nutzungen.

Bei Paare weit verbreitet

Bemerkenswert ist der Befund, dass mehr als die Hälfte der befragten «Multilokalen» angaben, der Zweitwohnsitz diene dem gemeinsamen oder getrennten Zusammenleben mit Partner oder Partnerin – darunter auch etliche auf gut neudeutsch «Living Apart Together»-Paare, also räumlich getrennt lebende Paare. Das ist bei vielen Jüngeren zwischen 25

«Für viele mehrfach verortete ist ihre Lebensweise eine soziale Bereicherung.»

Nicola Hilti
Soziologin

und 40 Jahren der Fall und hat unter anderem mit erhöhten Mobilitätsanforderungen und mit der Berufsqualifizierung der Frau zu tun. Viele dieser Paare mit Arbeitsstellen an verschiedenen Orten führen dann eine Fernbeziehung. Es gibt aber auch eine Minderheit von Paaren, die bewusst in getrennten Wohnungen lebt.

Sich den Luxus von zwei oder drei Wohnorten leisten zu können, sei sicher auch eine Frage des Wohlstands und der leicht verfügbaren, billigen Mobilität, sagt Hilti. Dass die Multilokalität einen Beitrag zur Wohnungsknappheit leiste, sei nicht von der Hand zu weisen. «Die Zweitwohnungsthematik spielt hier eine gewisse Rolle.» Solange aber nur ein Zimmer in einer fremden Wohnung als Zweiter Drittwohnsitz belegt werde, sei das kaum der Fall.

Mehrfach verortet, nicht heimatlos

Interessant ist auch der Befund der Studie, dass multilokales Wohnen weder zu einer Entwurzelung noch zu einem Bedeutungsverlust der einzelnen Wohnorte führt. Vielmehr empfinden die befragten Personen die Mehrfachverortung als eine Erweiterung der sozialen Beziehungsnetze. Ein fremder Ort kann zu einer Bereicherung werden. Der Begriff «Heimat» wird damit vielschichtiger. Einfacher wird das Leben deswegen nicht. «Der Alltag wird organisatorisch anspruchsvoller.» Beispielsweise seien viele Leute immer am Packen. Nicola Hilti sagt gar, dass das Unterwegssein viele nicht als Belastung empfänden. «Für multilokal Wohnende ist die Reise zwischen den Wohnsitzen nicht bloss örtlich Verschiebung, sondern hat als wichtiger Bestandteil dieser Lebensweise eine eigene Bedeutung.»



Unterwegs sein: Für multilokal Wohnende hat die Reise zwischen den Wohnorten eine eigene Bedeutung und ist Teil ihres Lebensstils. Bild: Pixelio

Studie «Multilokales Wohnen in der Schweiz»

Durchgeführt wurde die Studie «Multilokales Wohnen in der Schweiz» zwischen 2012 und 2014 unter anderem von der Liechtensteiner Soziologin Nicola Hilti, die bereits ihre Dissertation zu diesem Thema verfasst hat. Projektpartner waren Cédric Duchêne-Lacroix von der Universität Basel sowie Hel-

3246

Personen im Alter von 15 bis 74 Jahren wurden für die Studie «Multilokales Wohnen in der Schweiz» befragt.

mut Schad von der Hochschule Luzern. Die Projektleitung lag bei Margrit Hugentobler vom ETH Wohnforum – ETH Case. Finanziert wurde die Forschungsarbeit vom Schweizerischen Nationalfonds. Paare, die an mehreren verschiedenen Orten leben, werden auch als «Living Apart Together»-Paare bezeichnet. (sth)

Fünf Fragen an ...

Nicola Hilti

Soziologin
ETH Wohnforum –
ETH Case Standort
Zürich-Höngg



1 An diversen Orten wohnen können ist auch eine Frage des Wohlstands. Trägt die Multilokalität nicht auch Schuld an der Wohnungsknappheit? Ja, die Zweitwohnungsthematik spielt hier eine gewisse Rolle. So lange nur ein Zimmer in der fremden Wohnung belegt wird, ist das vertretbar.

2 Wo ist man zu Hause, wenn man mehrere Wohnorte hat? Ist das dort, wo man die Papiere, den Heimatschein, hinterlegt? Die Papiere sagen kaum etwas über die gelebte Wohnpraxis aus – und auch nicht über das Zuhause-Sein. Das ist eine formale Sache.

3 Sind Menschen mit mehreren Adressen nicht heimatlos oder entwurzelt? Keineswegs. Viele Menschen mit mehreren Wohnsitzen fühlen sich auch an mehreren Orten zu Hause. Die meisten schaffen es gut, sich an verschiedenen Orten zu beheimaten und soziale Beziehungsnetze aufzubauen. Multilokal Wohnende sind ja nicht nur unterwegs, sondern auch mehrfach vor Ort.

4 Haben vielfach verortete Menschen spezielle Eigenschaften? Sie entwickeln ausgeprägte Mobilitätskompetenzen, können sich zum Beispiel an den verschiedenen Orten und im Umgang mit den Verkehrsmitteln rasch zurechtfinden. Die Studie verweist damit auch auf eine Art «Resilienz», also eine Widerstandsfähigkeit durch den Rückgriff auf vielfältige Ressourcen.

5 Kommt die Seele mit, wenn man mehrere Adressen hat? Bewältigt man die Ortswechsel? Multilokal Wohnende entwickeln Strategien im Umgang mit dieser Lebensweise. Manche leiden natürlich auch darunter, z. B. unter der temporären Trennung von der Familie. Da kommen dann auch Kommunikationstechnologien wie Skype zum Einsatz.

Das Für und Wider von Internatsschulen

Wer sein Kind aufs Internat schickt, schätzt das umfangreiche Angebot und die individuelle Betreuung. Eltern bezahlen dafür nicht nur viel Geld, sondern auch mit dem Verzicht auf ihr Kind.

Nächtlicher Besuch im Pferdestall, unter Freundinnen ausgetüftelte Streiche und eine starke Gemeinschaft tagaus: Die Internats-Abenteuer der Zwillinge Hanni und Nanni füllen Dutzende Bücher. Doch ist das Leben im Internat wirklich wie eine einzige turbulente Klassenfahrt?

«Leben im Internat bedeutet vor allem Leben in einer strukturierten und animierenden Gemeinschaft», sagt Detlef Kulessa Fachmann für Internatsfragen. In der Regel gibt es drei Motive, warum Eltern ihre Kinder auf ein Internat schicken, sagt der Erziehungswissenschaftler Volker Ladenthin. Der erste Grund ist der Ausgleich sozialer,

oft familiärer Probleme. Der zweite die Schwierigkeit, einen Berufs- und Familienalltag zu organisieren, wenn beide Elternteile arbeiten. Und der dritte ist der Wunsch nach einer Bildung, die mehr Möglichkeiten bietet als eine normale Schule.

Kommunikation ist zentral

Viele Internate legen Wert auf Angebote in den Bereichen Sport, Kultur, Weiterbildung, soziales Lernen oder Politik. Auch kleine Klassen, besondere Fächer, eine gute Ausstattung, Hausaufgabenbetreuung und ein breites Freizeitangebot gehören in einem Internat oft dazu. Ebenso führen Fachleute ins

Feld, dass Internatsschüler viel über zwischenmenschliche Kommunikation und Konfliktbewältigung lernen. Und viele hätten gar die Möglichkeit tiefe und lebenslange Freundschaften auf dem Internat zu schliessen.

Ein weitere Vorteil sind die festen Abläufe: klare Strukturierung und enge Begleitung. Andererseits gibt es Freiräume um selbstständig zu werden und zur Abnabelung von daheim. Eine klare Alltagsorganisation und verbindliche Tagesabläufe können in Zeiten der Orientierungssuche von grosser Bedeutung für Jugendliche sein. Doch all das hat seinen Preis: Die Kinder sind weit weg von zu Hause, manche

vermissen gerade am Anfang ihre Eltern, Geschwister und Freunde.

Angebote in der Schweiz

Mit welchem Alter ein Kind am besten aufs Internat geht, ist individuell ganz unterschiedlich. Manche starteten schon mit der fünften Klasse, für viele ist die Zeit der Pubertät die richtige.

Etwa 100 Internate gibt es in der Schweiz. Knapp die Hälfte davon sind Mitglied im Verband Schweizerischer Privatschulen (VSP). Sie beherbergen und unterrichten pro Jahr etwa 9000 Kinder sowie Jugendliche aus dem In- und Ausland. Zu den Elite-Internaten zählen nebst dem Angebot in Zuoz

unter anderem Institute in St. Gallen (Rosenberg), Zug (Montana Zugerberg) und Rolle (Le Rosey). Letzteres ist die teuerste Schule der Schweiz: Für ein Jahr werden inklusive aller Extras rund 140 000 Franken fällig.

Schulpsychologe Albert Zimmermann warnt Eltern vor überzogenen Erwartungen ans Internatsleben. Dass Jugendliche dort zu Heiligen werden, die nur noch ans Lernen denken und sich nichts aus Verlockungen machen, sei eine Illusion. Wie jeder seit «Hanni und Nanni» oder «Harry Potter» weiss, machen gerade die Streiche und das Umgehen von Verboten das Internatsleben spannend. (sda)